

*Christoph Baudert*

---

# IM QUERCY

*Mit Photographien*

*von*

*Rut Baudert*

---

Les Éditions L'Ami Du Cheval

2011

## Impressum

*Im Quercy* von Christoph Baudert erscheint Neujahr 2011 in einer einmaligen Auflage zur Erbauung aller quercylogisch interessierten Gäste bei Arne und Silke Thies.

Die Photographien wurden (wenn nicht anders angegeben) von seiner Frau Rut im März und April 1952 gemacht.

Für die Abschrift verantwortlich ist sein Sohn Philipp.



*Rut und Christoph (Foto: Dr. K. Thies)*

„ Gallien in seiner Gesamtheit zerfällt in drei Teile. Den einen bewohnen die Belgier, einen anderen die Aquitaner und den dritten die, die sich selbst Kelten nennen, in unserer Sprache aber Gallier heißen. Diese alle sind nach Sprache, Einrichtungen und Gesetzen untereinander verschieden. Zwischen den Aquitanern und Galliern bildet die Garonne die Grenze, zwischen den Belgiern und Galliern die Marne und die Seine.“

Damit ist Cäsar zunächst ausreichend zitiert, denn er lässt sich im weiteren Verlauf seiner Ausführungen nicht darüber aus, wo genau nun das Quercy zu finden ist.

Nun, im südwestlichen Gallien liegt es, Aquitanien benachbart und der alten Provincia Narbonensis, und es handelt sich dabei um das Land der Cadurcer mit der Hauptstadt Divona. Es umfasst einen Teil des heutigen Départements Tarn et Garonne (Tarnis et Garumna) und vor allem das Département Lot. Für alle Fälle sei hinzugefügt, dass dies die Namen von Flüssen sind, wie ja die Mehrzahl der Départements Fluss-Namen trägt. Die Präfektur des Département Lot befindet sich im alten Divona, das sich im dritten Jahrhundert Cadurcum nannte, wovon der heutige Name Cahors abgeleitet ist. Dessen Einwohner sind ‚Cadurciens‘, auch jetzt noch. Die Landschaft liegt also am Westrand des Massif Central, und man durchquert sie auf der RN 20 zwischen Limoges und Toulouse. Die Gegenden des Quercy, die von ganz besonderem Interesse sind, werden im Norden von der bezaubernden Dordogne und im Süden vom strengeren Lot begrenzt.

Cäsar war einer der ersten prominenten Besucher des Quercy. Allerdings kam er weniger in touristischer als in belligerenter Absicht dorthin, was ja bekanntlich das Hauptmerkmal der Jahre seiner Statthalterschaft im transalpinen Gallien war. Zuvor war es ihm gerade gelungen, den Avernier Vercingetorix, einen unerhört widerstandsfähigen Mann, der ihm lange große Schwierigkeiten gemacht hatte, nach der Belagerung von Alesia (zwischen Dijon und Nuits St. Georges, wo man den starken Senf und den schweren Burgunder bekommt) zur Aufgabe zu zwingen. Vercingetorix

erlitt ein schmähhliches Schicksal, dessen sich Cäsar nicht rühmen konnte: er wurde nach sechsjähriger Gefangenschaft zu Tode gepeitscht!

Vercingetorix war jedoch noch nicht tot, sondern nur gefangen, als Cäsar in seinen beliebten ‚maximis itineribus‘, Eilmärschen, ins Land der Lemovicer zog, von wo er einem seiner Legionsführer, Gajus Caninius, zu Hilfe im letzten Kampf gegen die Cadurcer kommen wollte. Vorher, eben im Lande der Lemovicer, ordnete er aber noch seine Kohorten und entledigte sich vor allem einiger seiner Unterführer, die sich im Gefecht als nicht so brauchbar erwiesen hatten, wie Cäsar es von ihnen erwartete. Diese Leute blieben also in der Gegend von Limoges, und zu ihnen gesellten sich im Laufe der Jahrhunderte andere, die zu wünschen übrig ließen, und schließlich wurde es geradezu üblich, Strafversetzungen und Abschiebungen nach Limoges vorzunehmen, so dass diese Praxis im Sprachgebrauch als ‚limogieren‘ bezeichnet wird.

Bei den Cadurcern war es Lucterius, einer der treuesten und nun leider auch letzten Waffengefährten des Vercingetorix, der den Kampf gegen die Römer führte. Cäsar selbst nennt ihn einen tollkühnen Mann der Tat und einen unruhigen Kopf, der bei den Barbaren großes Ansehen genoss. Nach dem Fall von Alesia war Lucterius mit seinen Truppen der einzige, der sich noch gegen die Römer hielt, sonst war ganz Gallien in Cäsars Hand. Noch heute darf man im Quercy stolz darauf sein, solange widerstanden zu haben.

Lucterius warf sich mit seinen Soldaten ‚in das von Natur überaus feste Uxellodunum, das zu seiner Schutzherrschaft gehört hatte und dessen Bewohner sich ihm jetzt anschlossen‘.

Bedauerlicherweise setzt Cäsar voraus, dass jeder wisse, wo Uxellodunum sei. Er konnte nicht ahnen, dass Aufzeichnungen darüber verloren gingen und Historiker darum sich immer noch nicht einig sind, wo der Ort zu finden wäre. Manche tippen auf Uzerche, was zwischen Limoges und Brive liegt und wirklich abwegig ist, einige auf einen Platz an der Dordogne, der genau so wenig infrage kommt, andere endlich auf Luzech am Lot, nicht

weit von Cahors, und das dürfte das richtige sein von seiner Lage und der Tatsache her, dass Lucterius hier zu Hause war.

Der oben erwähnte Gajus Caninius belagerte den Ort, vermochte aber nicht die Besatzung zur Übergabe zu bringen, die anhaltenden Widerstand leistete, wovon er Cäsar schriftlich berichtete. Cäsar meinte nun, die Belagerten wegen ihrer Hartnäckigkeit schwer büßen lassen zu müssen, denn er wusste wohl, dass es allen Galliern bekannt war, dass dies der letzte Sommer seiner Statthalterschaft in Gallien sei, und dass sie daher denken könnten, sie brauchten nur noch diesen Sommer durchzuhalten, um fortan keine Gefahr mehr fürchten zu müssen.

Wider aller Erwarten erschien also Cäsar persönlich vor Uxellodunum.

„Ecce querci, homo!“, rief er aus, als er seinen Legaten Caninius begrüßte, was jedem, der einmal einen Botanischen Garten besucht und gesehen hat, dass die Eiche auf lateinisch ‚quercus‘ heißt, begreiflich macht, dass Cäsar seinem Erstaunen Ausdruck gab: „Mann, gibt es hier aber viele Eichen!“

Das war eine ganz und gar zutreffende Bemerkung, denn die Eichen, mittlerer aber nicht minderer Art, sind ein typisches Merkmal der Flora dieses Landstriches.

Es drängt sich auf, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, dass sich bei richtiger Interpretation des Ausrufes Cäsars das mühselige etymologische Gesuche nach der Herkunft des Wortes ‚Quercy‘ schon längst und sehr einfach erledigt hätte, aber Wissenschaftler schätzen Schwierigkeiten und lehnen Lösungen ab, die aus einem scheinbaren Problem eine beantwortete Frage machen. So quälen sie sich weiter damit, eine Verbindung zwischen Cadurcern und Quercy zu konstruieren. Mögen sie!

Cäsar stellte fest, dass der Oltis (Lot) sich fast um den ganzen Berg herumzog, auf dem Uxellodunum lag. Der Platz war uneinnehmbar. Darüber hinaus hatten die Belagerten genügend Getreide und andere

Vorräte in der Stadt. Cäsar erkannte, dass die einzige Möglichkeit darin bestand, den Verteidigern das Wasser der Quelle abzuschneiden, aus der sie sich am Fuße der Stadtmauer versorgten. Das ließ er, wenn auch unter Schwierigkeiten und Opfern, bewerkstelligen, und der Erfolg stellte sich ein: die Quelle versiegte, und die Eingeschlossenen ergaben sich notgedrungen bald darauf. Lucterius war vorher bei einem Ausfall entkommen, wurde später aber gefasst und Cäsar ausgeliefert.

Den tapferen Verteidigern von Uxellodunum erging es übel. Cäsar ließ allen, die Waffen getragen hatten, die Hände abschlagen und schenkte ihnen dann das Leben. Er meinte, dass er bei seiner allgemein bekannten Milde nicht zu fürchten brauche, man werde ihm dies harte Vorgehen als angeborene Grausamkeit auslegen. Die Betroffenen teilten diese Meinung nicht. Sie verwünschten den Sieger und machten, dass sie fort kamen. Ein größeres Kontingent von ihnen stammte aus der Gegend von Gourdon, Payrac und Souillac. Dort angekommen, zeugten sie schleunigst Kinder, das war sozusagen das einzige, was sie noch tun konnten, und es sicherte durch Nachwuchs ihren Lebensunterhalt im Alter, eine Übung, die auch heute noch im Zeitalter der ‚allocations familiales‘ bewährt und gültig ist. Die Nachkommen dieser lebenshungrigen Kämpfer von Uxellodunum begegnen uns so auf Schritt und Tritt, die Fajolles, Benet, Pégourié, Hébrard, Cavaroc, Lovis, Rougié, Vergnes, Caire, Delpech, Roque, Dembrun, Laval, Constant und viele andere. Es sind prachtvolle Leute, wie ihre Vorfahren zweitausend Jahre früher auch, und glücklicherweise verfügen die meisten von ihnen wieder über starke Hände.

„That will teach them“, sagte seinerseits Cäsar in dem fließenden Englisch, das er sich für seine britannischen Eroberungszüge erarbeitet hatte, und er behielt insofern recht, als die hart Gestraften ja wirklich keine Hände mehr gegen die Römer erheben konnten, da sie keine hatten.

Cäsar, der ja ein sehr aufgeschlossener und interessierter Mensch war, wohnte im Eichenland noch einer Trüffelsuche bei, die dort mit eigens dazu abgerichteten Schweinen durchgeführt wird. Die Trüffel, wie die Steinpilze lieben und brauchen die Nähe der Eichen, allerdings nicht jeder

beliebigen. Die Schweine mit ihrer nie versagenden Fresslust, den praktischen Nasen und der großen Erfahrung verstehen es, die begehrten Pilze aufzustöbern – man muss diese nützlichen Tiere nur rechtzeitig daran hindern, ihre Beute selber aufzuessen. Auch hierbei zeigt es sich wieder, dass die Führerschweine ihre leitenden Funktionen zu Recht innehaben, denn sie finden die ergiebigsten Trüffelvorkommen. Daher gebührt ihnen auch der beste Schlafplatz in den Ställen, den sie auch solange behalten, bis ein stärkeres Tier kommt und ihn streitig macht. Ein Alkoholtest mit gutem Cahors-Wein, dem die Schweine leidenschaftlich zugetan sind, hat ergeben, dass ein betrunkenes Leitschwein seine Stellung sofort an den Rangnächsten verliert, gibt man ihm jedoch eine Chance zur Rehabilitation, so ergreift es dieselbe, erkämpft seinen alten Platz von neuem und betrinkt sich auch nie wieder.

Hoch beeindruckt und tief befriedigt verließ Cäsar das Quercy und begab sich über Narbonne nach Osten, dem Rubicon entgegen.

Die Cadurcer weinten ihm außer Tränen der Wut und des Schmerzes keine nach.



*Payrac*

**W**ie manche andere Gegenden der Welt halten sich auch das Quercy und eng benachbarte Landstriche im Périgord für die Wiege der Menschheit. Diese Ansicht findet eine gewisse Bestätigung in der großen Zahl von ausgedehnten und wunderbaren Höhlen und Kavernen, die dort gefunden wurden.

Es waren ausgesprochene Amateure, der französische Rechtsanwalt Edouard Lartet aus den Pyrenäen und ein englischer Bankier namens Christy, die im Jahre 1863 und danach die ersten bedeutenden Ausgrabungen in Les Eyzies vornahmen, einem Ort an der schnellen Vézère, die in die Dordogne fließt. Nicht weit davon wurden später auch die berühmten Höhlen von Lascaux entdeckt, die seit einiger Zeit leider nicht mehr allgemein zugänglich sind, da die Malereien unter den Witterungseinflüssen zu leiden begannen nach vielen tausenden von Jahren der Abgeschlossenheit.

Am interessantesten aber ist die Entdeckung, die 1868 gemacht wurde, als die Eisenbahnlinie nach Les Eyzies gebaut wurde. In einer Höhlung bei Cro-Magnon, etwa 200 Meter nur vom Ort Les Eyzies entfernt, wurden die Skelette von fünf Menschen gefunden, die offensichtlich ermordet worden waren.

So bedauerlich, wie das sicherlich für die Opfer gewesen sein mag, so erfreulich und überraschend war die Feststellung, dass es sich bei diesen Menschen um außerordentlich stattliche Exemplare gehandelt haben muss – die Männer waren fast 2 Meter groß, mit breiter, hoher Stirn, vorstehenden Backenknochen und kräftigem Kinn.

Nichts von Affenartigkeit! Und was das Beste ist: die Gehirnschale hatte ein größeres Fassungsvermögen als die des heutigen Europäers!

Der schöne Mensch von Cro-Magnon beweist, dass sich die Menschheit eher zurück- als weiterentwickelt hat, und wenn man sich und seine Mitmenschen genau betrachtet, wird man dem beipflichten müssen.

Trotz dieser ernüchternden Feststellung wurde weiter gesucht und gefunden: herrliche Höhlen in Lacave, Rocamadour, Pech-Merle und vielerorts, mit ausgedehnten unterirdischen Seen, mit Stalaktiten und Stalagmiten, mit Fußabdrücken, Wandmalereien, Pfeilspitzen, Altaren und Herden. In den meisten Höhlen ist es naturgemäß feucht, zugig und kühl, doch der begeisterte Tourist fürchtet keine Erkältungen, unerschrocken setzt er sich den Wechselbädern von Licht und Schatten, Hitze und Kälte aus. Eine der schönsten Höhlen ist zweifellos die von Cougnac, besonders wenn man auf ihr steht: von dort genießt man eines erfreulichen Blickes auf die Stadt Gourdon.

Die Höhle von Cougnac hat den Vorteil, dass sie nicht so sehr groß ist und doch alles enthält, was man von einer ordentlichen Höhle verlangt und was vorher schon erwähnt wurde. Außerdem ist sie sehr alt: die Felsenzeichnungen sollen in der Zeit des Aurignacien, 30.000 – 16.000 Jahre v. Chr., entstanden sein, und dieses Alter zusammen mit der feuchten Kühle lässt einen andächtig-ahnungsvoll erschauern.



*Turm bei Camy*

**D**er Prospekt des Verkehrsamtes bezeichnet Gourdon als ein mittelalterliches, ruhiges und sehenswertes Städtchen, auf einem Hügel gelegen, „das man immer mit derselben Freude besucht“.

Selten ist etwas Zutreffendes so anspruchslos, einfach und doch selbstbewusst gesagt worden. Natürlich gibt es in Gourdon auch einige Requisiten, die jeden Bildungsreisenden entzücken, einen besonderen Giebel aus zwei Doppelbogen, ein Rathaus aus dem 13. Jahrhundert mit Bogengang, verschiedene Kirchen, deren jede eine kleine Kunstdelikatesse birgt: eine Kanzel aus geschnitztem Holz, ein Taufbecken aus dem 14. Jahrhundert, ein Flachrelief aus dem 17. Jahrhundert, Gebäude mit Renaissancefenstern und malerische Straßen.

Das Wesentliche an Gourdon ist jedoch die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der die Stadt sich gibt, die friedlich belebten Straßen, die freundlichen Leute, die netten Geschäfte und Cafés, der wunderhübsche ‚Tour de Ville‘, die Straße, die sich rund um die Oberstadt zieht, und von der aus man stellenweise eine überwältigende Aussicht auf das umgebende Land der Bouriane, das ist der Name der Gegend, hat, angenehm ist auch, dass die Stadt eben gerade kein Schloss hat – es gibt überreichlich Schlösser woanders – es wurde im Jahre 1619 völlig zerstört, man kann nicht einmal eine Ruine bewundern, stattdessen gibt es auf der Spitze des Hügel eine Aussichtsplattform, von der man das Land noch besser sehen kann, und am Rande der Plattform wächst ein lieber Baum, den man schon kilometerweit von ferne sieht, wenn man auf die Stadt zufährt.

Gourdon ist eine sehr sympathische Stadt, und man freut sich wirklich immer wieder, dorthin zu kommen, und sei es auch zum hundertsten Mal, und sei es auch nur auf einen Aperitif im Café am Tour de Ville – aber wenn man noch ein paar Minuten mehr Zeit hat, sollte man immer wieder auch nach oben auf die Aussichtsplattform gehen und sich seinen Sinn durch den weiten Blick erfrischen lassen. Es gibt ein sehr gut gelungenes Plakat von Gourdon, das einen Eindruck von der Stadt und ihrer

Umgebung vermittelt. Besonders die Farben sind gut, man erkennt die Tönung der Hausmauern und –Dächer, die Art der Steine und Ziegel, wie sie dort sehr allgemein verwendet werden. Ein Stück des Tour de Ville ist zu sehen mit der Ecke, an der man das Verkehrsamt weiß, und hinter der doppeltürmigen Kirche auf der Höhe sieht man den erwähnten Aussichtspunkt, der von einer niedrigen Mauer umgeben ist, und auch den bewussten Baum. Der Hintergrund zeigt Felder und Wäldchen in der hügeligen Landschaft, auch einen kleinen See, und am oberen Rand meint der Kundige Payrac so gerade eben noch erkennen zu können.



*Monsieur Rougié*

**E**s hilft nichts, der ernsthafte Leser, der an Landschaften interessiert ist und vielleicht gar eine Reise in jene Gegend in Erwägung zieht, muss selbst bei dieser wie ja auch bei manch anderer Lektüre immer mal wieder auf der Karte nach den Namen der Orte und Flüsse sehen, um seinen Begriff der geographischen Lage zu festigen. Anfangs wurde die Route Nationale No. 20 genannt, die von Paris über Limoges nach Toulouse führt, fahren wir sie, zunächst mit dem Finger, von Limoges ein gutes Stück südlich entlang, so kommen wir über Brive la Gaillarde bald nach Souillac an der Dordogne, die wir überqueren müssen, um in das eigentliche Gebiet, von dem die Rede hier ist, zu gelangen. Nun wäre es angebracht, eine Detailkarte zu Rate zu ziehen, eventuell eine, die allein das Département Lot darstellt. Dadurch vergrößert sich die Gegend erfreulich, und all die Namen der zum Teil wirklich sehr kleinen Orte treten klar zu tage. Zuerst Payrac an der N 20, und von da sind es noch etwa 50 km bis Cahors am Lot. Auf das Gebiet zwischen Lot und Dordogne also beschränke man sich in etwa und nehme sich ausreichend Zeit für einen guten Aufenthalt, ohne auf der Landkarte gleich begehrlieh schielend mit anderen bekannteren Namen zu liebäugeln, die man bei gleicher Gelegenheit mit besuchen und dann abhaken könnte. Wer über einen ruhigen Sinn für Mensch und Tier und Kunst und Landschaft verfügt, kommt auch in diesen etwas enger gezogenen Grenzen zwischen Puy l'Evêque und Figeac, Gourdon und Saint-Céré, Souillac und Cahors reichlich auf seine Kosten. Und je länger man in einer Gegend verweilt, desto besser lernt man sie natürlich kennen und desto mehr schätzt man sie auch samt den Menschen, die sie bewohnen.

Das, was man heutzutage als Ferien auf dem Bauernhof organisiert, lässt sich im Quercy herrlich erleben. Es gibt genügend attraktive Angebote, unter denen die Wahl schwer fällt. Eines der hervorragendsten ist zweifellos die Elevage Thies im Colombié bei Payrac. Es handelt sich hier um eine zwar kleinere aber außerordentlich erfolgreiche, anerkannte Zucht von, vor allem, Haflingern, Anglo-Arabern und Shetlandponys, aber auch von reinrassigen Langhaardackeln.



*Der Porrée-König und der Verfasser (rechts)*



*Vorderansicht des Colombié*

In die jüngere Geschichte des Landes sind die Besitzer als die ‚Porree-Könige des Quercy‘ eingegangen, da sich ihr Wohlstand auf diese schmackhafte Feldfrucht gründet, die sie in vergangenen Jahren – in „antiquis temporibus“, wie Cäsar sagen würde – durch harte Arbeit und unter Anwendung bis dahin nicht bekannter oratorischer Werbemethoden auf alle Märkte von Toulouse und Bordeaux bis Paris in seither nie wieder erreichter Qualität geworfen haben.

Man gehe nur einmal morgens um fünf auf den Markt von Brive und frage nach Thies-Porree! Die nostalgischen Begeisterungsschreie älterer Gemüsehändler und ihrer Kunden werden einem unvergesslich im Ohr bleiben. Qualität setzt sich eben durch, und so hält man es auch mit den Pferden und den Hunden im Colombié.

Ein gelegentlicher Blick auf die Karte wurde vorhin empfohlen, und so ist jetzt klar, dass Payrac in der Nordwest-Ecke des Département Lot liegt. Auf einen längeren Abschnitt stellt die Route National No. 20 hier die Grenze dar zwischen den kargen Causses und der generösen Bouriane, und auf der Bouriane-Seite liegt der Colombié, nur ein paar hundert Meter von der großen Straße entfernt, doch vor jedem Blick und Geräusch und Geruch von dort geschützt. Von Frankfurt aus, um ein mittleres Ziel in Deutschland zu nennen, sind es übrigens ziemlich genau 1000 km bis Payrac. Man kann dorthin also notfalls an einem Tag gelangen, besser natürlich in zwei bequemen Tagereisen mit Übernachtung z.B. in La Palisse bei Vichy, woher die berühmte vérité stammt:

Un quart d'heure avant sa mort  
Il était encore en vie.

Vom Norden kommend, von Souillac, fährt man durch Payrac, hält vielleicht zur Rechten am Hôtel de la Paix oder zur Linken, gleich hinter der Post, am Coq Hardi, um einen Ankunftsschluck zu genehmigen, nimmt darauf die kurvige Steigung zum Ortsausgang, erreicht die Höhe am Camping-Platz und lässt sich dann im gefälligen Schwung beinahe soweit abwärts rollen, bis die Straße wieder fast gerade und eben wird.



*Der Schweizer Zimmermann*



*Der Algerier Ouali*

„Beinahe“ wurde gesagt, und rechtzeitig heißt es ralentieren und à droite serrieren, denn schon weist ein kunstvoll handgearbeitetes Schild auf „Elevage Thies“ hin, und wenn man nicht gleich hart rechts steuert, fährt man nach Camy, oder auch vorbei – in diesem Fall hält man tunlichst bei Café und Garage Bel Air, wo die Fernfahrer ihre länderweiten Touren zu einem casse-croûte unterbrechen, wendet und versucht noch einmal, die schmale abfallende Straße zu erwischen.

Wie eine Klippe schiebt sich nach wenigen Metern die Mauer des Anwesens Hébrard in den Weg, will man nicht an ihrer Unübersichtlichkeit zerschellen, muss man hupen, was das Horn hergibt und, ganz doucement, vorbeifahren.

Rechts ein Gehölz, links ein Wäldchen, dann eine überwältigende Aussicht: unendlich weit geht der Blick über das Bergland nach Westen, bei günstiger Witterung sieht man die Biscaya-Wellen über den Strand von Mimizan spülen. Da das Gute aber bekanntlich auch sehr nah liegt, nimmt man den Blick zurück aus der Weite und lässt ihn mit Entzücken über die Weiden streichen, auf denen edle Pferde und stolze Kampfkühe sich tummeln, über das behaglich-stattliche Anwesen des Colombié mit seinen festen Häusern, über die Talniederung mit Quelle und pappelumstandenen Teichen bis zu Vater Berg, der dem gefälligen Bild eine kräftig-ernste Note gibt.

Hier also ist es, wo man mit einigem Glück das vielbegehrte Quartier erhält, wo man bei vorhandener Neigung und Eignung reiten und sonst dem Patron und der Patronne zur Hand gehen kann, sich nützlich zu machen. Bereitwillig werden den Gästen ausgedehnte Stallungen zur Verfügung gestellt, die man ausmisten darf, oder der einmalige Terrex, mit dem es sich trickreich umgraben lässt, oder größere Flächen, auf denen die köstliche grüne Bohne zu pflücken ist: all dies sind erfrischende Tätigkeiten, in gleicher Weise geeignet für Herz und Kreuz, und sie haben den Vorteil, dass man ihren Nutzen augenblicklich sieht.

Da lacht der verkümmerte Geistesarbeiter und betrachtet erfreut die Blasen an seinen Händen, aus denen bei fortgesetzter Arbeit ordentliche

Schwielen werden können. Leben und Essen schmecken besser, und die Natur wird schöner, wenn man sie im Tempo des sich ganz langsam aufrichtenden schmerzenden Rückens Stück für Stück neu entdeckt – der Blick zum Himmel schließlich wird zum Ereignis.

Ich stehe inmitten der Wiese  
Und lass' mich vom Südwind anwehen.  
Haselnüsse zerbei ich.  
Meine Gedanken  
Schweifen hierhin und dorthin  
Und bleiben nirgends.  
Sie kommen hierher zurück  
Zu dem Südwind, der Sonne, der Stille.  
Sie sind zufrieden  
In der Schönheit.

Ein schönes Gedicht, das kann man ruhig sagen, und obwohl man es ihm weder ansieht noch anhört: das Quercy ist gemeint, dort ist die bewusste Wiese. Die Landschaft ist eben an sich auch heute und immer noch so abgelegene, dass man alles das hervorheben muss, was an Dichtung oder Schriftstellerei auf sie Bezug nimmt – es ist wenig genug, leider, und unbekannt genug, überdies.



*Rut im Colombié (Foto: C. Baudert)*

**M**it Bedacht wurde vorhin die Bouriane mit dem Attribut ‚generös‘ bedacht, denn *The Generous Earth* ist der Titel eines Buches von Philip Oyler, einem der wenigen Fremden, die aus der Zuneigung zum Quercy keinen Hehl, sondern ein sehr freundliches und wohlmeinendes Buch machten, das dem Schreiber wie den und dem Beschriebenen zur Ehre gereicht. Übersetzt worden ist es wohl nie.

An sogenannter großer Literatur ist sonst wohl nur Pierre Benoît zu nennen, wobei das ‚nur‘ allerdings in Anführungsstrichen stehen müsste, denn der Autor ist bzw. war immerhin Mitglied der Académie Française. Er wurde 1886 im nicht weit entfernten Albi, Tarn, geboren, und er hat seitdem haufenweise die schönsten Bücher geschrieben, die man sich denken kann, immer mit einem leicht geheimnisvollen Stich, immer mit einem fremdländischen Einschlag, immer mit hohen Gefühlen und edler Liebe, immer vor dem Hintergrund besonderer Landschaften, immer fesselnd, spannend, rührend und ein bisschen bezaubernd. Zwei seiner Bücher tragen Ortsnamen des Lot im Titel, *Lunegarde*, das auf den Causses von Gramat ist, gar nicht weit von Payrac, und in der Nähe von Carluçet, wo man den guten Honig bekommen kann, und das *Déjeuner de Sousceyrac*, das an der Ostgrenze des Lot ist, wo es zum Département Cantal übergeht. A propos, und man entschuldige den Sprung, doch wer weiß, ob es sonst nicht vergessen würde: der ‚Cantal‘, sei er jung, sei er alt, je nach Geschmack, ist jedenfalls eine der besten Käsesorten, die es auf der Welt gibt, das sei gesagt, da er nicht über ein so weltweites Vertriebsnetz verfügt wie z.B. Camembert oder Roquefort, man muss also zugreifen, solange es Zeit und man am Ort ist. Und in Sousceyrac bekommt man noch welchen. Sousceyrac ist nicht zu verwechseln mit Soucirac, das man vom Vigan aus angezeigt sieht, das ist auch ein netter Ort, aber nicht der richtige. Diese beiden Bücher von Benoît sind also durchaus empfehlenswert, wie auch die meisten seiner anderen, von denen seltsamerweise nur ganz, ganz wenige, jedenfalls *Koenigsmarck* und die *Atlantide* ins Deutsche übersetzt sind, und das allerdings schon vor längerer Zeit, in den zwanziger Jahren etwa.

Wen sonst könnte man als Berühmtheit für das Quercy noch zitieren?



*Haus in Payrac*



*Der Portugiese von Bel Air*

Es sind ehrlich gesagt nicht allzu viele, die einem da einfallen, die meisten Bewohner sind offenbar damit beschäftigt gewesen, sich und andere redlich zu nähren, da blieb wenig Zeit, Ruhm zu gewinnen.

In jüngster Zeit sind allerdings zwei lesenswerte Autoren dazugekommen: Christiane Gallois und Christian Signol.

Zwei bekannte Männer wohnten aber ganz in der Nähe von Payrac: François de Salignac de Lamothe-Fénelon, dort wurde er 1651 geboren, „Lamothe fait le con“ sagen die Leute heute respektlos, wenn sie von dem Nachbarort reden, und Lamothe-Fénelon wurde immerhin Erzieher eines der Herzöge von Burgund und Erzbischof vom entlegenen Cambrai und Schriftsteller, und Joachim Murat, den kennt wohl jeder, Napoleons Schwager, verheiratet mit Caroline Bonaparte, Marschall von Frankreich, König von Neapel von 1808 bis er 1815 erschossen wurde. Geboren wurde er 1767 in Labastide, das sich später den Namen des großen Sohnes anhängen durfte, Labastide-Murat also.

Dann muss auf jeden Fall noch Léon Gambetta genannt werden, der ist aus Cahors und war zur Zeit des Krieges 1870/71 ein rhetorischer Löwe im Aufruf zum Kampf und zum Widerstand gegen die Deutschen. Später wurde er u.a. Präsident des Abgeordnetenhauses.

Das Leonische in den Vornamen ist im Quercy weit verbreitet, es gibt Léonard – von Léonard Vergnes wird noch die Rede sein – und es gibt Léopold, z.B. Léopold Lascoux, oder auch Lascoux le Dur genannt.

Lascoux ist ein Säufer und immer dort, wo etwas los ist. Zuweilen hält er sich für den König von Belgien, wegen des Vornamens. Er ist sehr klein und trägt ein knallrotes Trikot. Darauf steht: *La Française Dunlop*. Er schwärmt für den Radrennsport und ist der Star der Fête de Payrac. Hunderte von Leuten versammeln sich an der Kirche, um das Radrennen zu sehen. Die Epicerie dort macht gute Geschäfte. Vor dem Laden stehen, an die Hauswand gelehnt, große, runde Schachteln mit getrockneten Sardinen, die goldgelb glänzen. Manche behaupten, dass der Glanz von den Hunden

kommt, die vorbeistreichen und ja irgendwo das Bein heben müssen. Bei der Fête sind besonders viele da, und die Tönung der Sardinen scheint tiefer zu sein nach dem Rennen.

Léopold Lascoux, le Dur, ist allein am Start. Er fährt für sich, für *La Française Dunlop* und für Payrac – gegen die Weltelite. Unter der brausenden und dankbaren Begeisterung der zahlreichen Zuschauer fährt er so lange und so schnell um die Kirche, bis der letzte der vielen Pernods, die er vorher getankt hat, verfahren ist. Er merkt nie, dass er allein fährt – Sieger sind immer einsam, aber glücklich!



*Camy*

Lascoux le Dur ist eines der großen Gemüter, die vom Quercy hervorgebracht oder auch angezogen werden, denn es gibt auch viele Fremde, die dem Charme dieses Landes erliegen. Man denke nur an William Werner, Vater und Sohn, unvergessliche, unnachahmliche, vorbildliche Lebenskünstler. An Ouali aus Algerien oder Nikola aus Russland, an den Schweizer Zimmermann oder an den englischen Besitzer des ‚Divan‘ in Payrac, an den Maler Heinz oder an den Portugiesen von Bel Air, der immer ins Schwitzen kam, wenn er sah, wie andere arbeiteten, an

den ‚Cardinal‘, grande dame aus Friesland, an père et mère Dross im Colombié.

All diese Menschen sind oder waren großherzige Leute, denn für schmale Seelen ist kein Platz im Quercy. Sind oder waren – ach, die Zeiten vergehen, und einer nach dem anderen verabschiedet sich, um sich auf einem der Friedhöfe niederzulassen, auf dem größeren von Payrac oder auf dem kleineren von Camy, der der schönere ist, am Tournefeuille, und von dem der Dichter sagt:

Vallon merveilleux, village charmant  
Petit ruisseau heureux parcourant les prés  
Sous le soleil printanier.  
Le cimetière en flanc de colline  
Entouré du mur, dominé par les pins  
Vivants, morts  
Etreints de lierre  
Sent les herbes  
Respire le calme  
Entend les chevaux brouter  
Repose en paix – R I P.  
Peu de fleurs, peu de couronnes.  
Les tombes délabrées s'enfoncent dans le sol.  
Ici il peut être aussi doux  
De mourir que de vivre.

Natürlich hat man viel mehr von dem Friedhof solange man lebt, und deshalb sollte man die Gelegenheit nutzen und ihn sich beizeiten und in Gemütsruhe ansehen samt seiner herrlichen Umgebung. Das Dorf Camy liegt wirklich ganz besonders hübsch und hat ein paar schöne Höfe, Kirche und Herrenhaus, auch ein prachtvoller Pigeonnier, stark wie ein Belfried, ist zu sehen.

**H**übsche Feste gibt es natürlich nicht nur in Payrac, sondern in jedem Ort, der auf sich hält. Dazu kommen dann immer auch viele Leute aus anderen Dörfern und Städten. Beinahe noch schöner sind die Markttag in größeren Orten, besonders wenn auch der Viehmarkt besetzt ist. Solche Tage haben bei aller Geschäftigkeit doch einen sehr festlichen Charakter, da sie den Alltag unterbrechen mit alldem, was dazu gehört: früherem Aufstehen, schönerem Anzug, Fahrt zur Stadt, Schwatz mit anderen Leuten, Befriedigung über einen guten Handel. Außerdem hebt man einige Gläser mehr als üblich und damit Stimmung und Wohlbefinden. Nichts geht über eine ‚vieille prune‘ vom guten Louis Roque in Souillac, höchstens noch die ‚vieille noix‘, ein Digestif, der von seinem Hersteller zu Recht als ‚puissant‘, machtvoll, bezeichnet wird und einem entsprechenden Personenkreis sehr hilfreich ist. Kraft und Geschmack der Walnüsse des Quercy übertreffen die der konkurrierenden Grenoble-Nüsse bei weitem, so wie ein selbstgemachtes Paté jedem fabrizierten überlegen ist.

Die ‚foire de la canaille‘ findet in Souillac an jedem ersten Juni statt, das ist der Tag, an dem sich das auf Wechsel erpichte Gesinde neue Stellen sucht, und man kann sich vorstellen, dass dann besonders viel los ist.

Der Tourist kommt voll auf seine Kosten bei dem Betrieb, und es wird ihm sicher nicht leicht fallen, der bewundernswerten alten romanischen Kuppelkirche die gebührende fromme Aufmerksamkeit zu schenken, viel lieber wird er ein paar Schritte weiter um den kleinen überdachten Markt gehen, der eigentlich genau so interessant ist wie die Kirche, oder noch lieber vor einem der Cafés auf der Hauptstraße sitzen und die Passanten betrachten.

Souillac liegt, wie erwähnt, an der Dordogne, und vom Norden kommend stürzt man sich in Serpentina zu Tal, muss dann aber durch den ganzen Ort fahren bis die große Straße, die RN 20, den Fluss überquert. Man sollte schon einen Augenblick halten, um die Dordogne und ihre Ufer von der Brücke aus zu betrachten. Es lohnt sich.

Gleich hinter der Brücke muss eine Entscheidung gefällt werden: fährt man besser geradeaus, auf schmaler, entzückender Straße – itinéraire touristique – weiter nach Gourdon bzw. über Rouffilhac sozusagen von hinten nach Payrac, oder bleibt man auf der N 20, die in passablen Kurven auf die Höhe der Causses klettert?

Es wurde empfohlen, sich genügend Zeit für einen Aufenthalt zu nehmen, daher sollte man beide Wege einschlagen, den einen heute, den anderen morgen, sonst versäumt man etwas.

Kurz vor Erreichen der Höhe ist beidseitig der N 20 ein Parkplatz, an dem eine feinsinnige Verwaltung ein Schild – ‚Point de vue‘ aufgestellt hat. Das Wetter ist schön, Zeit hat man auch, und man sollte sich nie einen Aussichtspunkt entgehen lassen. Sehr tief unten, denn die Wand fällt steil ab, fließt die Dordogne. Das eine Ufer wird begrenzt durch schroffe Felswände, das andere durch flaches fruchtbares Ackerland und Wiesen, mit einzelnen Pappelgruppen bestanden. Es mag eine Fläche von ein bis zwei Kilometer Tiefe sein, die dort im Schein der Sonne in den schönsten Farben glänzt, und die auf der anderen Seite wieder auf Berge stößt.

Wenn man ganz weit nach rechts guckt, sieht man gerade noch dicht an die Felsen diesseits der Dordogne gepresst eng zusammen ein paar Häuser. Das ist der Bastit, ein französisches Schilda, dessen sämtliche Bewohner es nicht fertig brachten, einen Esel zu tränken, der, als sie ihre Bemühungen aufgaben, von selber trank. Ein beliebtes Buch *Les Contes du Bastit* berichtet von ihren Taten, und noch heute sind diese Leute von ausgezeichneter Intelligenz.

Links voraus sieht man Souillac malerisch an dem Fluss liegen, über den am Nordrand der Stadt auch eine Fähre verkehrt. Gegenüber windet sich ein Zug durch Tunnels und Kurven am Rand des Gebirges.

Wieder auf dem Weg Richtung Süden kommt man ein paar Kilometer weiter an der Quercy-Ranch vorbei, einem Unternehmen mehr kommerziell-touristischer Art, das den Stil des Wilden Westens pflegt, bei

dem man aber nichtsdestoweniger angenehm logieren und schöne Ausritte machen kann.



*Die Kirche von Souillac*

Ungefähr in Höhe der Post beginnt in Payrac die einzige nach Westen führende Straße, die sich am Ortsausgang bei Vidals Schlachthaus teilt: an den Cigales vorbei, einem historischen Wohnhaus, nach Lamothe-Fénelon, oder an Serre vorbei über den Tournefeuille und dann steil bergauf nach Rouffilhac. Kurz vor Serre rechterhand, nur von einem winzigen Schild bezeichnet, geht eine kalksteingeschotterte ‚route blanche‘ hinauf nach Campanole, das sich über das Tal des Tournefeuille hinweg mit Rouffilhac durch Rauchzeichen verständigen kann.

Campanole ist eher ein Weiler als ein Dorf, denn es gibt da nur vier Höfe, jeder in gutem Abstand vom anderen in je einem der von einer Wegkreuzung hergestellten Viertel. Diese Höfe werden alle von Nachfahren der Uxellodunum-Kämpfer bewirtschaftet, wir hörten ihre Namen schon: Cavaroc, Benet, Lovis und Vergnes. Cavaroc ist ein Tartuffe, der alle anderen Damen mehr schätzt als seine eigene. Er ist einäugig, vom Tragen des Berets fast kahl – was keine Seltenheit ist – und man nennt ihn einen Araber, weil er seine Frau arbeiten lässt: pflügen, hacken, alles schwere Sachen. Benet, klein, bucklig von der früheren Arbeit als Maurer, sieht mit tränenden Augen bemitleidenswert aus wie der Glöckner von Notre Dame – ist er aber nicht, im Gegenteil. Sehr wohlhabend, von mächtiger Körperkraft, und durchaus zufrieden, straft er seine Physiognomie Lügen. Lovis hat den Beinamen ‚Picador‘, weil er seine Kühe mit ganz übertriebenen Gesten anspricht, und er hat immer ein schwarzes Hemd und hohe Gummistiefel an, während alle anderen Leute immer flache ‚caoutchoucs‘ tragen, aus denen das Stroh guckt. Er ist mit einer Italienerin verheiratet, schön wie Silvana Mangano-Pampanini, ein herrliches Weib. Die beiden sind die Ärmsten in Campanole, deswegen haben sie auch nur Kühe, mit denen sie arbeiten, die anderen haben Ochsen oder gar Pferde.

In dieser Hinsicht hat sich in Campanole seit Cäsars Ermordung 2000 Jahre lang kaum etwas verändert: feu Monsieur Vergnes pflügte seine Felder im Jahre 44 ante Christum natum genauso mit Ochsen wie es sein Nachfahre Léonard noch 1956 tat, zum Brotbacken diente damals dasselbe Ofenhaus, das man heute noch, dicht im Winkel der erwähnten Wegkreuzung, sehen kann, und wenn sich ein Familienmitglied von heutzutage nicht ganz so gut fühlt wie es möchte, so legt es sich auf den Bauch und lässt sich wie seine Ahnen vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die entblößte Kehrseite mit Blutegeln zieren, die sich unter mittlerweile antik gewordenen gläsernen Halbkugeln gierig tummeln, bis sie erschöpft und gefüllt vom nun unverzüglich gesundenden Patienten ablassen.

Vor Léonard Vergnes Haus wurde eines Tages eine sehr lange Stange aufgestellt, beinahe ein Mast, mit einem großen Schild dran, auf dem man lesen konnte, *Honneur au Conseiller Municipal* - denn er war in den

Gemeinderat gewählt worden. Dies wird hier nur erwähnt, um zu zeigen, wie angesehen er war. An seinem Ansehen, das auf Tüchtigkeit und Herkunft und verwandtschaftlichen Beziehungen gegründet ist, hat sich bis heute nichts geändert, obwohl er nicht mehr im Gemeinderat sitzt.



*Léonard Vergnes mit W. Werner (rechts) in Campanole*

Léonard ist ein Mann mit starker kaufmännischer Begabung, nie lässt er sich übervorteilen, er sucht immer guten Verdienst, schädigt jedoch auch keinen anderen, da er ein redlicher Mann ist. Léonard Vergnes ist von mittlerem Wuchs, nicht riesenstark, aber kräftig und zäh, vielleicht nicht hochintelligent, doch reichlich klug. Sein Gesicht ist ausdrucksvoll mit

freundlichen braunen Augen, fester gerader Nase und schmalen Lippen, überraschend wirken in der faltigen braunen Haut die roten Bäckchen, von feinen Adern durchzogen. Stets hat er das schwarze Beret auf dem Kopf, das er anscheinend nie abnimmt, sogar beim Waschen morgens lässt er es auf. Er stipt dann ein Handtuch in eine Tasse Wasser und wischt damit über das Gesicht, sorgfältig am Rand der Mütze vorbei, das ist die Wäsche.

Mit dem Wasser darf man auch nicht zu verschwenderisch sein, denn schließlich muss es Eimer für Eimer von unten geholt werden, wo die Pumpe ist, denn der Vorratsbehälter für Regenwasser auf dem Dach ist nicht unerschöpflich, manchmal ist es wirklich sehr lange Zeit trocken. Der Kupferbehälter, der in der Küche über dem Becken hängt, fasst 2-3 Eimer, die ihm mittels eines Spundhahnes wie vom Weinfass in dünnem Strahl sparsam entlockt werden. Das Abwasser geht durch Abfluss und Mauer direkt auf den ungepflasterten Hof, die Hühner laben sich daran und scheinen mit ihren nachdenklich geneigten Köpfen sich immer wieder zu fragen, wonach die Brühe heute wohl wieder schmeckt.

Léonard Vergnes hat eine Schwäche für freie Geschichten, die muss er von einem seiner Großväter geerbt haben, der aus dem vorhin erwähnten Bastit stammte, ein wahrhaft großer Mann, wie Léonard immer wieder sagt, neben dem ein Typ wie zum Beispiel Clemenceau geradezu ein Nichtsnutz war. Er mischte den Klang der Glocken mit dem Saft von Ambossen, kochte das während einiger Stunden und gewann einzigartige Heilgetränke daraus. Er war der Verursacher der heute vielfach geübten Praxis der Hühnerester, die sich durch das Gewicht des gelegten Eis selbsttätig umdrehen, sodass das immer neu erstaunte Huhn ständig vor der Aufgabe steht, ein weiteres Ei zu legen. In futterknappen Winterzeiten band er seinem Rindvieh grüne Brillen vor die Augen – die Tiere fraßen daraufhin begeistert Schnee, weil sie natürlich dachten, es sei Gras. So konnte er sie satt und zufrieden nach Hause treiben, wenn die Kühe weniger schlauer Bauern darboten. Einer seiner bedeutendsten Erfolge war aber die außerordentliche Heilung des Zimmermanns von St. Cybranet.

Dieser bedauernswerte Mann hatte eine Art Rheumatismus entwickelt, die nach und nach den ganzen Körper erfasste und jedes Gelenk anschwellen ließ, sodass er zuerst nicht mehr arbeiten und dann nicht mal mehr gehen konnte und nach ein paar Jahren so verkrüppelt war, dass er nur noch im Bett lag. Großvater hatte schon Holzkohle aus Kirsche, Apfel, Pflaume und anderen Bäumen probiert, er hatte Behandlungen mit einzelnen Kräutern und mit Kräutermischungen mit größter Ausdauer über Jahre hinaus durchgeführt, aber dem armen Mann ging es nicht besser. Im Gegenteil, es wurde langsam aber sicher immer schlimmer mit ihm, der doch in der Blüte seines Lebens stand und eigentlich auf die eine oder andere der Behandlungsarten hätte anspringen sollen.

Verzweifelte Fälle verlangen drastische Mittel, stirb oder werde. Großvater fragte die Frau des Zimmermanns, wann sie das nächste Mal backen würde, und als das soweit war und das Brot aus dem Ofen gezogen war brachte er den Leidenden mit Hilfe eines Nachbarn zum Backhaus. Dort zogen sie ihn aus und wickelten stattdessen eine Decke um ihn, die sie mit Bändern befestigten, sodass er wie eine Mumie aussah. Dann schoben sie ihn mit den Füßen voran in den Ofen zum Backen. Großvater lauschte gespannt auf den Atem des Patienten, und wenn es nach Ersticken klang, wurde er soweit rausgezogen, dass er mehr Luft bekam, und wenn die Atmung normal zu werden schien, wurde er wieder reingeschoben solange bis der Atem von neuem Erstickungsgefahr anzeigte. Dieses Verfahren wurde solange fortgesetzt bis die Überzeugung gewonnen wurde, dass der Rheumatismus ausgetrieben war. Danach wurde der Patient wieder zu Bett gebracht, wo er tagelang in hohem Fieber lag und nicht aß, sondern nur nach Wasser, mehr Wasser und noch viel mehr Wasser verlangte. Tatsächlich ging das Fieber vorbei, und der Appetit kehrte langsam wieder. Der Patient kam zu Kräften, und gleichzeitig pellte sich die Haut am ganzen Körper, wie bei einer Schlange. Sein Körper war krebsrot. Die Gelenke schwollen ab, und nach einiger Zeit konnte er seine Arbeit wieder aufnehmen, und nie in seinem Leben, das noch lange währen sollte, bekam er auch nur einen Hauch von Rheumatismus wieder.

Ce n'est pas qu'il soit beau  
Ni riche, ni costaud –  
Mais je l'aime, quand-même,  
Ça, c'est idiot!

Wie die anderen Leute im Quercy hat und macht auch Léonard Vergnes ‚un peu de tout‘, und das ist so etwa auch der Wahlspruch der Bewohner dieses schönen Landes. „Variatio delectat“, predigte schon Cäsar Freund und Feind, und das haben sie sich gemerkt. Léonard hat einige Wiesen und Felder, einen kleinen Berg, ein langes Tal, einen guten Schlag Wald, ein Stückchen Bachlauf, ein bewohntes Gehöft und zwei verfallende Häuser, er hat Ochsen, Kühe, Pferde, Schweine und Hühner, und er baut von allem ein bisschen an: Wein und Weizen, Erdnüsse und Topinambur, Lavendel und Kartoffeln und Rüben und Tabak.

Tabak wird gern gemacht, man setzt so zwischen 5.000 und 10.000 Pflanzen unter Aufsicht eines Kontrolleurs der Régie Française, der immer überraschend zwischendurch kommt und zählt und auch bestimmt, wie viele Blätter an den Pflanzen gelassen werden, die Vorschriften sind streng, aber dafür wird auch gut bezahlt vom Monopol, man bekommt auch Geld, wenn die Ernte nicht so gut ausfällt, und am besten ist man bedient, wenn es rechtzeitig hagelt, ehe man zu viel Arbeit eingesetzt hat, dann zahlt die Versicherung.

Stattlich ist so ein Tabaksfeld anzusehen, herrlich ist seine Blüte, aber nur kurz –

Mais il est bien court, le temps des cerises  
Il est bien court, le temps du bonheur

- singt Léonard, sinngemäß sehr richtig, wenn er die prachtvollen Tabaksblüten auf Geheiß der Régie köpft, kaum, dass sie Zeit hatten, übers Feld zu gucken, damit ihre Kraft in die großen Blätter für die kräftige Gauloise und den Caporal Ordinaire geht. Später werden die Pflanzen mit



*Monsieur Vidal*



*Rückansicht des Colombié*

einer Art Machete geschlagen und mit hängenden Blättern in Schuppen, Ställen, Scheunen, Böden, an Drähten zum Trocknen befestigt. Zu Beginn des Winters ist es dann eine Familienarbeit, die Blätter zu Manoken, Elferblattbündeln, die mit einem zwölfen umschlungen werden, zusammenzufügen, bevor sie der Régie ausgeliefert werden. Am Vorabend des Abtransportes erscheint der Patron allerdings nochmal mit einer Gießkanne und besprengt die Ware vorsichtig dosierend mit Wasser – bis morgen früh ist es eingezogen und scheinbar trocken, aber eben doch nicht ganz aufgetrocknet, das macht einige Kilo mehr, und über die freut man sich besonders.

Bei den Walnüssen macht man es übrigens nicht anders, zu guter Pflege gehört, dass man sie einige Zeit auf dem Boden trocknen lässt, wobei man sie zwischendurch einmal mit der Harke durcheinander bringt, damit die nicht einseitig werden, aber zum Geschäft gehört, dass man sie netzt, bevor man sie verkauft. Warum auch nicht, schließlich gibt man sich alle Mühe damit und gräbt auch hübsche Rondelle um die Nussbäume, die man mit herzhaftem Mist versieht.

Apropos Mist, trotz des Kontrolleurs gelingt es natürlich, ein kleines, aber ausreichendes Deputat von Tabak auf die Seite zu bringen, denn es würde ja komisch wirken, wenn man als Pflanzer Zigaretten kaufte. Der Tabak kommt in eine vielleicht zwei Liter große Blechdose, und diese Dose wird in Pferdemist begraben, da bleibt sie 48 Stunden. Der Pferdemist hat gerade die richtige Temperatur, und zwei Tage sind gerade die richtige Zeit, damit der Tabak ordentlich fermentiert. Danach ist er eigentlich fertig – feine Leute haben einen Tabakbeutel, Kenner stecken sich 2-3 Blätter einfach in die Hosentasche, lassen sie dort zerkrümeln und holen sich bei Bedarf so viel heraus und in die feucht gespuckte Handfläche, wie für eine Zigarette gebraucht wird, die man sich dann selber dreht und gefällig leckend verklebt. Könner machen das mit einer Hand, Meister schaffen es, die Zigarette einhändig in der Hosentasche zu drehen. Bei allen hängt sie zwischen den Lippen wie festgewachsen.

Wunderbarer Geruch!

Zusammen mit Düften aus Stall und Feld! Die nasse Kippe ist so kräftig wie eine ganze Stange blonder Zigaretten.

Mit dem Wein hat man auch viel zu tun, und es ist schwere Arbeit zum Teil. Gewöhnlich denkt man an die amüsanten, leichten Beschäftigungen, an die Weinlese und ans Keltern. Aber vorher muss man mit der Sulfatierpumpe auf dem Rücken stundenlang durch die Reihen gehen und spritzen, bis man krumm und lahm ist, und dann muss man hacken, immer wieder hacken, wenn man es gut machen will. Die Erde ist von der Sonne hart gebrannt, und die Quecke geht tief hinein, da muss man die Hacke mit Gewalt reinhauen und mit Anstrengung wieder rausziehen, schweigend und verbissen, der Schweiß läuft, die Hemden kleben am Bauch. Zu zweit hackt man von rechts und von links an einer Reihe, und man muss sehr aufpassen, keine Weinstöcke zu verletzen. Immer häufiger guckt man die Reihe entlang, wie viele Pfähle es noch bis zum Ende sind. Die Pfähle stehen alle fünf Meter, und es geht nicht schnell vorwärts. Und es gibt nicht nur eine Reihe zu hacken.

„Pause!“ ruft der Patron. Endlich ist es geschafft. Unter dem Gebüsch am Rand liegen zwei Flaschen Wein. „Heureusement“, sagt der andere, „on crève de soif“. Wer im Wein arbeitet, muss Wein trinken, wer im Tabak schafft, muss rauchen, und wer pflügt, darf alles beides. Mit staksigen schweren Schritten kommt er herbei, mit krummem Rücken, denn wenn man im Wein gehackt hat, braucht man einige Zeit, um das Rückgrat wieder zurecht zu biegen, es geht langsamer als nach dem Bohnenpflücken, was für den Rücken auch recht sauer, aber sonst nicht sehr anstrengend ist.

Pflügen! Immer mehr Leute machen das heute natürlich mit Traktoren, die mit Leichtigkeit und vor allem sehr schnell selbst einen tiefgehenden Zweischarpflug ziehen. Aber was ist das gegen die Arbeit mit Ochsen, die – hélas! – dementsprechend immer mehr abnimmt! Ochsen sind wunderbare Tiere, das erkennt man gleich, wenn man in den Stall kommt. Aus den ovalen Öffnungen schauend, durch welche sie die Futterraufen erreichen, gleichen sie in ihrer braun-rot-schwarzen Feierlichkeit mit den

ernsten Augen Ölgemälden eines ganz alten Meisters. Ihre Züge sind ausdrucksvoll, die Stimmen tief. Sie sind klug und gelegentlich auch spaßig, das merkt man spätestens, wenn man ihnen das Joch auflegen will. Dazu muss man vor sie treten, die noch angekettet sind, und hat hinter sich die Holzwand mit den Löchern zur Futterraufe. Einem der beiden legt man seinen Teil der zwei Halbrundungen des schweren Jochs hinter die Hörner auf den Nacken, da tritt er ganz unabsichtlich, so scheint es, einen kleinen Schritt vor, senkt das geduldige Haupt ein bisschen tiefer und hat einen plötzlich mit geschickter Bewegung durchaus nicht auf, sondern zwischen den Hörnern, was nur dickbäuchigen Menschen gefährlich werden kann. Die schlankeren Leute haben nichts anderes zu tun, als sich eine mehr weniger lange Zeit zu gedulden, die sie zwischen Ochsenkopf und Wand sorgsam gepresst verbringen, bemüht, dem Ochsen nur ganz vorsichtig und freundlich zu sagen, dass er sie doch wieder freigeben möge, wenn er so freundlich sein wolle, und das tut er dann auch, wenn er es nach einer Weile für angebracht hält. Nun kann der befreite Mensch den 3 cm breiten meterlangen geschmeidigen Lederriemen in ausprobiertes kunstvoll um Joch und Hörner schlingen, bis er den einen Ochsen fest hat und die andere Seite des Jochs dann dem Nachbarochsen auf den Nacken legt. Dies getan, lässt man die Ketten klirrend fallen und geht zur Stalltür, wohin das Ochsenpaar ganz ohne Aufregung folgt, und auch weiter auf den Hof, wo es sich willig vor die Charrette spannen lässt, die an starrer Deichsel einfach in einen dicken Metallring am Joch eingehängt wird. Schon geht es los, wobei der Mensch vernünftigerweise und meist vorausgeht, sein Gespann folgt ihm bedächtig.

Der Patron hat den Stock zwischen Arm und Körper geklemmt und dreht sich im Gehen eine Zigarette, dann pafft er, schultert den Stock mit der Nagelspitze, dem die Ochsen zu folgen gewohnt sind, und ruft: „Aah! Allez! Mais venez, miladiou, quand-même!!“ – das tut er, ohne es eigentlich selber zu merken, es gehört zum Rhythmus, die Ochsen hören es gern und gehen nicht im geringsten schneller oder langsamer deswegen. Auf der Charrette liegt die Jacke, falls es kühl werden sollte gegen Abend, und ein panier steht drauf mit Brot und einer Flasche Wein,

und eine Axt, eine Forke, ein Schraubenschlüssel liegen dort auch für alle Fälle. Der Acker ist nicht sehr nah, die Ochsen sind nicht sehr schnell, da geht man zwischendurch nicht nach Hause und nimmt lieber alles mit, was man brauchen könnte.



*Charrette*

Und dann wird die Charrette ab- und der Pflug angespannt, und es geht los, der Patron diesmal hinten natürlich, hinter dem Pflug, den er festhalten muss, damit die Furche gleichmäßig wird. Die Ochsen ziehen ab mit gesenkten Köpfen und in gleichbleibendem Tempo. Ein gutes Gespann bleibt ganz von selber gerade in der Reihe, und selbst zum Wenden am Rand des Ackers braucht man mit dem Stock kaum zu tippen. Bei einem jungen Gespann ist das anders, mit dem arbeitet man besser zu zweit, solange bis es sich daran gewöhnt hat. Einer geht halb rückwärts

gewendet voraus mit dem Stock und zeigt die Richtung und stachelt an, der andere hält den Pflug, beide rufen unablässig laut in fürchterlich drohendem Ton „Aah!“ und „Allez!“, wenn es vorwärts, „Arré!“, wenn es zurückgehen und „Ouooh!“, wenn gehalten werden soll.

Reihe für Reihe wird gepflügt, rauf und runter geht es in solch bedächtigem Gleichmaß, dass ein Gefühl von Anstrengung gar nicht aufkommt. Erst mittags, wenn es besonders warm ist, merkt man, wie müde man doch geworden ist. Die Ochsen werden vom Pflug gespannt, das Joch bleibt drauf, das werden sie erst abends wieder los, und – notgedrungen – einträchtig (doch sie sind auch ohne Joch gern zusammen) stehen sie im Gehölz am Feldrand und stecken ihre gesenkten Häupter zum Schutz vor Fliegen ins Gebüsch. Der Mann setzt sich auch in den Schatten und genießt Brot und Wein, lässt sich dann zurückfallen, schiebt das Beret über die Augen und döst eine Weile vor sich hin.

Es ist warm, und es ist still. Nur das Summen von Insekten ist in der Luft. Man hört die Ochsen atmen, manchmal schnauben sie heftig, um ein paar kitzelnde Fliegen rauszubefördern. Sonst bleiben sie regungslos. Selbst der Wind ist still – *il fait la sieste, comme tout le monde*.

Es ist mühsam, nach der Pause wieder anzufangen, aber nach ein paar Reihen ist man erneut im Trott, den man bis zum späten Nachmittag durchhält. Mit Pferden lässt sich das kaum so lange machen, ihre temperamentvollere Art lässt sie so schnell ziehen, dass sie viel früher erschöpft sind und nicht mehr weiter machen können.

Auf dem Rückweg werden die Ochsen ganz munter und beinah schnell wie alle, die die Arbeit beendet wissen und den Stall riechen. Vom Joch befreit – hier trifft der Ausdruck mal zu – mampfen sie mit Vergnügen, was die Scheuer bietet: Heu, Rüben, Stroh, Luzerne, je nach Saison. Danach kommen sie nochmal raus und gehen an den Tümpel, wo sie sich ordentlich vollsaufen. Inzwischen streut der Patron ihre Plätze im Stall, und genussvoll wiederkäuend gehen sie dann in Nacht und Schlaf.

Alles recht betrachtet, haben die Ochsen kein schlechtes Leben, wenn man es ihnen nur ließe, sie arbeiten genug, aber haben auch mal frei, bieten für das, was sie bekommen, eine durchaus angemessene Leistung, sind überwiegend gut gelaunt und beständig. Ihr Nachteil ist, dass sie keine modernen Tiere sind in den Augen heutiger Betrachter, die allen Nutzen nach Geschwindigkeit und Menge messen und immer höhere Erträge anstreben, obwohl weniger bewiesenermaßen auch auskömmlich ist. Die Pferde haben da Glück gehabt, dass sie heutzutage auf einer Hobby-, Sport- und Freizeitwelle schwimmen bzw. geritten werden und dabei ihr Auskommen finden, aber wer hat schon Sinn und Gemüt dafür, sich mit Ochsen zu befassen? So gut wie niemand, und daher wundert es auch keinen, dass man sie fast nur noch als Kalbfleisch oder Corned Beef antrifft und natürlich nicht wiedererkennt. Als Arbeitstiere sind sie passé, leider, aber ein paar von ihnen kann man im Quercy noch begrüßen.

Aus der Auvergne soll mein Vater  
Vom Quercy die Mutter sein.  
Und alle beide lieben mich  
So wie ich den Wein.

Der Patron singt ein bisschen vor sich hin, das ist ein gutes Patois-Lied, während er die Tiere versorgt: streuen, füttern, melken, dann füllt er noch eine Flasche Wein ab vom Fass im Keller und geht ins Haus, à la soupe.

In die Küche kommt man bei den meisten Häusern von außen direkt. Von ihr aus geht es in die anderen Zimmer, die man als Nichtfamilienmitglied jedoch kaum zu sehen bekommt, warum auch. Es sind die Schlafzimmer, und es ist die ‚gute Stube‘, aber da muss es schon Hochzeit oder Taufe geben, ehe die benutzt wird. In die Küche darf man auch mit dreckigen Schuhen kommen, denn sie lässt sich sehr einfach nach draußen ausfegen, man braucht da kein Kehrblech. Nur wenn der Mist zu frisch und dick an den Stiefeln klebt, bleiben sie vor der Tür.

Ein mannshoher, breiter und tiefer Kamin nimmt den guten Teil einer Wand ein, die Feuerstelle ist auf gleicher Höhe mit dem Steinfußboden

und mit einer großen Eisenplatte unterlegt. Rechts und links, an den Schmalseiten der Kaminnische, stehen Bänke, Schemel oder Kisten, auf denen man es sich bequem macht. Über zwei schwere gusseiserne Stützen mit verzierten Köpfen wird das Holz gelegt, ungespaltene Stücke von Stämmen oder Ästen, auf Meterlänge gesägt. An einem rußig schwarzen Haken über dem Feuer hängt die Marmite, aus der die Patronne nun die Suppe schöpft.

La soupe, die gibt es gewöhnlich mittags und abends, in manchen Haushalten auch morgens schon. Es ist eine gute Bouillon, variiert nach Art des jeweiligen Hauses, mit einem bisschen Gemüse drin, ein paar Stückchen Kartoffel oder Topinambur, im ganzen aber eine eher transparente Angelegenheit, die hauptsächlich Hitze und guten Geschmack bietet. Der Wunsch nach etwas Warmen im Bauch ist eben überall verbreitet, und außer der Suppe wird gar nicht so viel warm gegessen, gewöhnlich. Natürlich isst man Brot dazu, wie zu allem, aber der Clou ist, dass man, wenn nur noch ein paar Löffel voll im Teller sind, einen guten Schuss Wein, roten, dazu gießt, ein paarmal umrührt und die laue Mischung dann direkt aus dem mit beiden Händen erhobenen Teller trinkt: das heißt ‚faire Chabrot‘, eine nette Angewohnheit, was immer sie bedeuten mag, wenn sie überhaupt etwas bedeutet, jedenfalls schmeckt und bekommt es und macht Spaß und stellt irgendeine symbolhaft scheinende Verbindung untereinander her. Alle machen Chabrot selbst der Präfekt des Département Lot, und die Fremden tun’s auch, wenn sie das erst einmal mitbekommen haben. Nach der Suppe gibt es ein Stück gekochtes Fleisch, oder ein selbstgemachtes Paté aus dem Steintopf, mittags noch einen Kaffee, abends stattdessen eine ‚goutte d’eau de vie‘.

Ein Nachbar kommt vorbei, Cavaroc, der fragt, ob man ihm morgen einen ‚coup de main‘ geben könne. Man redet ein bisschen über die Familien, über Arbeit, Wetter, Ernte und Geschäfte: „Ah! Mon pauvre vieux“, sagt Léonard mit gern geäußerter Bitternis, „tout ce qu’on achète augmente, et tout ce qu’on vend diminue! Que voulez-vous, c’est comme ça, la vie est dure, les cailloux sont en fleur“.

Wer hätte je einen Bauern gesehen, der seine Umstände nicht beklagt hätte. Solche gibt's hier auch nicht, trotzdem machen sie fast alle einen zufriedenen Eindruck.



*Rosa Vergnes und ihre Kinder in Campanole*

**D**ie Sprache der Leute im Quercy klingt wie das Geräusch eines Mähreschers, ungefähr so knattrig-schnell und präzise. Einer mit schriftlichen Grundkenntnissen versteht hier jedes Wort, denn auf Nasale wird kaum Wert gelegt, dafür jede Silbe einschließlich üblicherweise stummer ‚e‘ ausdrücklich betont, und damit auch ganz sicher verstanden werde, was gemeint ist, hängt man an die Worte, die wie Payrac, eben einfach mal aufhören, vorsichtshalber noch ein ‚e‘ und sagt dann ‚Payracque‘, zum Beispiel.

Man behauptet, dass hier, wenn nicht das beste, so doch das reinste Französisch gesprochen wird. Ça se peût. Jedenfalls klingt es sympathisch.

**N**un, auch der angenehmste Aufenthalt muss einmal beendet werden, einer im Quercy jedoch nicht, ohne vorher Rocamadour besucht zu haben.

Rocamadour ist einer der ‚Haut Lieux de France‘, Ziel beträchtlicher Pilger- und Touristenströme, welche eine geballte Ladung von Kirchen, Kapellen, Grotten, Kreuzwegen und wunderträchtigen Madonnen mit unnachgiebiger und unerschöpflicher Besichtigungsenergie heimsuchen, die pittoreske bzw. neuerdings fotogene Lage der am steilen Hang gefährlich gestaffelten Bauwerke bewundern und mit geistiger Befriedigung sowie gefüllten Filmen und mancherlei mediokren Devotionalien versehen wieder abfahren in ihren prachtvollen automobilen Wagen.

In Rocamadour verschwimmen die Grenzen zwischen Kitsch und Kunst, zwischen Andacht, Neugier und Heuchelei, zwischen Nepp und Notwendigkeit, und im allgemeinen begrüßt man es dankbar, wenn man nachher allein irgendwo an einer der zerbröckelnden niedrigen Steinmauern steht, von denen dürre Weiden und karge Felder eingefasst werden, und sich den Lavendelwind der Causses um die Nase wehen lässt. ‚Ein Mann braucht Kontakt mit der Erde‘, comme disait l’autre. Und er legte sich platt auf den Boden, immer, wenn ihn das Bedürfnis danach anfiel. Hier kommt man auf solche Ideen, hier kann man sie in die Tat umsetzen, hier findet man auch langsam seinen Schritt wieder, den man unter heutigen, fortentwickelten Umständen so leicht verliert, so dass man sich ohne Auto nur noch mühsam stolpernd weiterbewegt, von einer Türklinke zur nächsten Halt suchend.

Dieses Problem stellte sich Karl dem Großen noch nicht. Er war gut zu Fuß und zu Pferd und verfügte über völlig ausreichende Verbindungen zu Himmel und Erde, als er sich Rocamadour näherte.

Tranquilles cependant, Charlemagne et ses peux  
Descendaient la montagne et se parlaient entre eux.



*Der Russe Nicola*



*Der Engländer vom Divan in Payrac*

Sie kamen aus der sogenannten Spanischen Mark, dem Land zwischen Pyrenäen und Ebro, wo sie die Mauren – wie weiland Pipin und Karl Martel (Lou Martel, noch heute der Hammer auf Patois, und Martel ist auch ein bekannter Ort in der Gegend) – aufs Haupt geschlagen, aber leider auch den wackeren Neffen Roland verloren hatten. Dieser hatte bekanntlich die Nachhut geführt und war dabei in einen Hinterhalt gefallen, und seinetwegen war man nochmal umgekehrt à la sombre vallée de Roncevaux –

Tremble encore sous nos pieds,  
Sol trompeur de l'Espagne!

...bedauerlicherweise vergeblich, wie man weiß.

Charlemagne hatte sich eigentlich direkt ins Langobarden Reich begeben wollen, um dort nach dem Rechten zu sehen, was sich als immer dringlicher erwies, seitdem er seine Gattin dem Schwiegervater, ausgerechnet König der Langobarden, zurückgegeben hatte, doch hatte er seinen Reiseplan geändert, ändern müssen, um Onkels Pflicht zu erfüllen: er wollte Rolands Schwert persönlich in Rocamadour abliefern, das der Neffe auf dem Hinweg, noch siegesgewiss, einer der dortigen Lieben Frauen geweiht hatte.

So überquerte er den Oltis auf dem Pont Valentré von Cahors, verließ nach einigen Meilen die heutige RN 20, um sich über Labastide, wo er sich von seinem preux Murat verabschiedete, einem Vorfahren des Königs von Neapel, nicht ohne vorher mit ihm ein petit verre genehmigt zu haben, nach Gramat zu begeben, einem Ort in der Nähe Rocamadours, wo er den Schmied aufsuchte. Diesem erzählte er die ganze traurige Geschichte von Roland, was den Schmied sehr ergriff und auch Karl in belebter Erinnerung wieder überwältigte –

Dieu! Que le son du cor est triste au fond des bois!

- und nur eine vielle prune ermöglichte es ihnen sich zu fassen und zur Sache zu kommen: Charlemagne beauftragte den Schmied, Rolands Schwert in Rocamadour an geeigneter Stelle, die sie nachher gemeinsam aussuchten, gut sichtbar anzubringen und verlieh der Familie des tüchtigen Amboss-Jüngers Erbrecht und –Pflicht, sich um die Pflege der Waffe zu kümmern.



*William Werner mit dem Verfasser (links)*

So geschah es. Heute noch kann man das Schwert in Rocamadour und die Schmiede in Gramat finden.

Dies getan, setzte Karl seinen Weg fort, und zwar schlug er den über Calès nach Payrac führenden ein, um dort die Hauptstraße wieder zu gewinnen.

Selten nur hatte er eine ähnlich eindrucksvolle Strecke zurückgelegt: in vielfachen, oft gefährlichen Windungen führt diese Straße bergauf, wo sie die Höhe über eine gute Entfernung hält, und bergab ins Tal der Ouyse, wo man einen Abstecher zur Wassermühle von Cougnaguet machte, an Kavernen vorbei, aus denen Gerippe und Schädel Cro Magnon-verwandter Menschen grüßten und grinsten, und entlang abgrundtiefer Schluchten andererseits, auf deren von sprudelnd-klares Bächen durchzogenem

grünen Boden einige übriggebliebene Ichthyosaurier und Iguanoden grasten und spielten. Beiderseits der klaffenden Erdschlünde bewegten sich riesenhafte Gestalten, die sich mit gewaltigen Felsbrocken bewarfen.

Eine Urweltlandschaft!

Man beschloss, in Payrac zu übernachten. Der Wirt des Hôtel de la Paix, das nicht weit von der Einmündung der Straße von Rocamadour bei der Gendarmerie-Station liegt, gegenüber ist jetzt die Tankstelle, dieser Wirt stellte einen Liegestuhl in den Garten, auf dem Charlemagne in aller Bequemlichkeit vom Nachmittag in den Abend ruhte.

Er genoss die Entspannung, atmete mit Vergnügen die nach Rindvieh und Pferden und Heu duftende warme Luft, die Payrac später zu der Bezeichnung ‚cure d’air‘ verhelfen sollte, registrierte erwartungsvoll die Küchengeräusche, on y était en train de préparer la soupe, und lauschte dem später einsetzenden und sich immer verstärkenden Gesang der Millionen Grillen.

„Mon dieu, qu’il fait bon ce soir“, dachte er, ähnlich wie später der Dichter sagte, „Mon dieu, mon dieu, la vie est là, simple et tranquille“ – zum Greifen nah, so könnte man es auch haben, aber dann wäre man eben nicht der Karl der Große.

Hoffen wir, dass sich aus späteren Generationen quercyphiler Menschen ein paar finden, die speziell diese historio-narrativen and agro-humanistischen Aspekte der Quercilogie weiter beleuchten und vertiefen, die in der Tat besonderer Beachtung wert sind. Dies sei nur rechtzeitig eingeschoben, bevor es nun wirklich zu Ende geht:

In der Nacht drängte es Charlemagne vor die Tür des Hôtel de la Paix, ‚pour pisser un coup‘, comme on dit, barfuß war er und froh, dass er es sein konnte nun, da er seiner Gattin ledig war, denn die hatte ihm doch sehr zugesetzt: „Dis donc, chéri“, sagte sie immer, „écoute, mon choux, mail il faut mettre tes pantoufles, sinon tu vas prendre froid!“

Zufrieden sagte er sich, dass es eigentlich wieder ein sehr schöner Tag gewesen war und freute sich schon auf den nächsten, während er noch ein paar Minuten, barfuß immer noch, die Weite des im Mondschein ruhenden Landes betrachtete, das, wie er schon vor Cahors beobachtet hatte, vom Syndicat d'Initiatives auf großen Plakaten an der Straße sehr richtig gepriesen wird als

## **„Terre des Merveilles“.**



*Der Verfasser an der Dordogne im August 2010 (Foto: P. Baudert)*

## Payrac ne change pas

Payrac ne change pas  
Ici se mêlent  
Les souvenirs au bonheur d'aujourd'hui  
Comme l'arc en ciel  
S'édifiant sur les Causses  
Relie le Lot à la Dordogne.

On revient au pays  
Rien de sensationnel  
Sauf la béatitude naïve  
Qui me saisit et tient -  
Même en cueillant des mûres  
Faut savoir apprécier  
Leur goût sauvage.

La nuit, entendez  
'la douce nuit qui marche'  
Je rêve d'un cheval  
Me poussant du museau, tendrement  
Une fille me sourit.

On part à l'aube  
Une douleur emplit mon coeur  
Comme la brume envahit la vallée.

A Strassbourg  
Le son de l'orgue  
Me fait trembler par le sol de la Cathédrale  
Il y en a qui photographient  
Moi, je pleure.